

Die Einsiedler und Meinrad Lienert

Autor(en): **Birchler, Linus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **1 (1933-1934)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Einsiedler und Meinrad Lienert

von Linus Birchler

Der Reigen, der die Wiege mir umfing, haltt wieder hell und schließt den Schicksalsring». Daran mochte man denken, als man nach der Bestattung Meinrad Lienerts im Einsiedler «Pfauen» zusammensaß, aus dem der Dichter sich einst seine Frau geholt, und zum «Adam und Eva» hinüberblickte, seinem Elternhaus. Wo anders als in der Heimat seines Herzens konnte der volkhafteste Dichter der heutigen Schweiz zur letzten Ruhe gelegt werden? Mensch und Werk bilden bei Lienert eine unlösliche Einheit. Heinrich Federer hat 1925 in einem Geburtstagsartikel für unsern Dichter ausgeführt, wie das allgemein Menschliche eines jeden Kunstwerks nur aus dem Allerindividuellsten herauswachsen könne: «Und da ist uns Meinrad Lienert ein Vorbild. Er hat in seiner Dichtung nie einen Schritt auf fremdes Erdreich getan. Dafür wachsen sich die Menschen und Kartoffeln auf seinem schmalen Boden schmackhaft und echt aus und aus ihrer Eigenart blickt das Uralte, Lustig-schwermütige, Unverwüstliche des Adams und der Eva aller Zeiten und Meridiane.» Dies ist das Größte am Werke Lienerts, daß er die Sprache und das Erleben seiner engsten Heimat so zu gestalten und zu weiten wußte, daß sie zu etwas Nationalem und allgemein Gültigem wurden. Beim Nachdenken muß es aber doch etwas überraschen, daß aus dem erkatholischen Einsiedler, aus einem Wallfahrtsort, ein Dichter aufstieg, der die Herzen aller Schweizer gewann, des Volkes und der Intellektuellen. Die erste Voraussetzung dafür war ein reines, kindhaftes Gemüt. Aber übersehen wir nicht die Mitgift seiner engern Heimat!

Die Einsiedler sind eingewanderte Elsässer, die just vor tausend Jahren im Dienste des neugegründeten Klosters die Wildnis zu roden begannen; zu ihnen mögen in der Frühzeit noch Leute vom Zürichseeufer gestoßen sein, Rätier und wohl auch Alemannen. Dieses Völklein hat seitdem keine nennenswerte fremde Blutzufuhr erlebt; im Süden saßen als Erbfeinde die ganz anders gearteten Schwyzer, die dem Wesen der Einsiedler auch heute noch fremd geblieben sind; Auswärtige schritten nur selten zur Heirat mit Hörigen des Gotteshauses, und die Reformation riegelte den Finstern Wald auch gegen Norden ab. Die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts

zurückreichenden Stammbücher der Einsiedler zeigen, wie wunderselten fremdes Blut in die Generationen der Waldleute gemischt wurde. Von ihrer Abstammung kommt den Einsiedlern das Helle, Lebendige und Frohe.

Die Hochebene zwischen Mythen und Etzel ist rau und ungesegnet; ohne den Pilgerverkehr hätten die Einsiedler kaum bestehen können. Der Dienst an den Wallfahrern aus aller Herren Ländern macht beweglich und anpassungsfähig; jahrhundertlang geübt, hat er die Art der Einsiedler entscheidend gemodelt. Die Pilgerfahrten sind an die Sommermonate gebunden; in den langen Wintern blieb den Einsiedlern freie Zeit für Gewerbe, die wohl schon früh auch zu bescheidenem Kunsthandwerk im Dienste der Pilger auswuchsen. Die Waldstatt zählt eine Reihe von Künstlerfamilien (Curiger, Birchler, Effinger, Fuchs u. a.), von Druckern, Stechern, Buchbindern, die ihre Kunstfertigkeit durch Generationen behielten. So ist denn auch der erste bekannte Lienert, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, seines Zeichens ein Goldschmied. Über dieser uralten Einsiedler «Fremdenindustrie» und Kunstübung steht aber immer der Stand des Bauern auf kleinem Gütlein. Keine Einsiedler Familie, die nicht in mehreren Generationen um die karge Erde sich mühte. — Die Einsiedler waren Untertanen des Stiftes und später der Schwyzer; das Fehlen jeglicher Form von Aristokratie machte das Gleichheitsgefühl Aller zu etwas Selbstverständlichem. (Es wäre einmal zu untersuchen, wie weit die ehemaligen Untertanengebiete das geistige Antlitz der Schweiz seit einem Jahrhundert formen halfen.)

Das oberrheinische Bluterbe, das rauhe Land, die durch die Unfreiheit bedingte innere Gleichheit Aller, der Wallfahrtsdienst zu Füßen des Nationalheiligtums der katholischen Schweiz, das sind die Komponenten des Einsiedler Charakters. Die vorüberziehenden Ströme der Pilger haben die natürliche Religiosität der Einsiedler nicht mystisch vertieft. Die Religion wird als etwas Selbstverständliches geübt; sie wehrt der Freude nicht. Auf die Frage, was das Schönste im Ablauf des Jahres sei, sagte mir einst eine junge Einsiedlerin, ohne nachzudenken: «Fastnacht und Karwoche». Beide lebt der Einsiedler inbrünstig mit, Übermut und religiöse Trauer — die Spannungspole des barocken Menschen. Phantasievoll, redengewandt, leicht begeistert und leicht umgestimmt, rasch gerührt und rasch ergrimmt, so ist der Einsiedler. Seine Rede ist reich an träfen Worten und Bildern, an Derbheit und Mutterwitz. Auch die

seit Jahrhunderten gepflegte bescheidene Kunstübung ist trotz der Verindustrialisierung nicht abgestorben.

Meinrad Lienert war ein echter Einsiedler Waldmann, der alle guten Eigenschaften der Einsiedler (sie haben deren auch andere) aufs Schönste vereinte. Nachkomme von Kleinbauern und Kleinhandwerkern, mit einem Blutzuschuß aus dem benachbarten Iberg, erbte er von seinem Vater, dem prachtvollen Landschreiber Konrad Lienert, «die Statur», die äußere und die innere Geradheit, von der Mutter aber das weiche Empfinden und die Fabulierfreudigkeit. Sein äußeres Leben war ganz uninteressant: nach Rechtsstudien einige Versuche, sich in den bürgerlichen Broterwerb einzureihen, dann das Leben eines frei Schaffenden, der den praktischen Dingen des Lebens fremd und fast hilflos gegenüberstand. Nur ein ganz großes Erleben war ihm beschieden — seine Frau. Noch im dritten Band des «Schwäbelpfyffli» (1920) finden sich Liebesgedichte an seine Marie, von denen man glauben möchte, ein Zwanzigjähriger habe sie ersonnen. Noch das letzte Wort, das er sterbend sprach, galt der Lebensgefährtin, der er in rührender Rücksichtnahme den Augenblick des Scheidens verschleierte.

Meinrad Lienert war ein im innersten Wesen kindhafte Natur. Dieses Naive, Unreflektierte ist heute bei den Schaffenden selten geworden und kann nur selten bestehen. Bei Lienert war es überzeugend, beim Menschen und ebenso im Unmittelbaren seiner Dichtung. Kein zweiter schweizerischer Dichter hat so oft wie Lienert den Weg ins Kinderland zurückgefunden. Wie ein Kind tritt er auch allen Menschen vertraulich gegenüber; seine Dichtung kennt keine Halunken, sondern sieht auch im Abseitigen das Menschliche. Wie ein Kind am Elternhaus, so hängt er an seiner engern Heimat, am Einsiedler Hochtal. Mag er den Namen der Waldstatt auch verschleiern — ihr Bild steht doch im Grund eines jeden Buches. Als Dichter und als Mensch weiß sich Lienert ganz eins mit dem Volke. Er sieht nur mit des Volkes Augen, allerdings schärfer und tiefer. Stets schildert er nur Freud und Leid des Volkes, bleibt er sozusagen demokratisch in den Themen. Nie ist ein Intellektueller Hauptfigur seiner Erzählungen, ein Gelehrter, Pfarrer, Volksführer oder Künstler. Lienert gestaltet keine andern «Probleme» als die des Volkes: Liebe, Werben und sich Finden, Leben und Sterben, den Rhythmus von Mensch und Natur und den Wandel des kreisenden Jahres. Erst als die Bildhauerei seiner Tochter und seines

Schwiegersohns ihn zum Nachdenken über Volk und bildende Kunst genötigt, machte er in «Die Kunst in Illendorf» einen Künstler zum Helden einer Erzählung. Aber auch hier ist alles durchaus vom Volk aus gestaltet und wächst nirgends zum Künstlerroman aus. Man muß den Dichter etwa an einem Sonntag gesehen haben, wie er in der Einsiedler Stiftskirche hinten bei der Gnadenkapelle stand, um zu verstehen, warum er auch in seinen religiösen Gedichten restlos mit dem Volk empfindet.

Kellers Feststellung, das Volk wolle von Grafen und Prinzessinnen, aber nicht von seinen eigenen Nöten erzählen hören, gilt für Lienert nicht. Denn seine Gestalten sind zwar überzeugend echt in ihrem Tudichum und Reden, aber sie sind doch der Romantik entlaufen. Meinrad Lienert war im Wesen ein Romantiker. Denkt man an ihn, so steigen wie aus einem Zauberschrank die buntesten Gestalten auf: verliebte alte Knaben, schrullige Handwerker, pfiffige Bäuerlein, Schatzgräber, Reisläufer, übermütige Maitli, Nachtbuben, gütige Pfarrherren, tapfere Wittfrauen, Lausbuben und stille Schwärmer, alte Schnapsludi; Vagabunden mit rachsüchtigem Blut (die im Einsiedler Hochtal seit dem Heimatlosenkonkordat recht zahlreich geworden sind) streichen durch die Moore an der Sihl; als Zauberer beschwört Lienert seinen andersgearteten Zauberkollegen, den Paracelsus vom Etzel. Und «über allem Zauber Liebe» müßte das Leitmotiv sein. Seit Keller hat wohl kein Schweizer Dichter mehr «süße Frauenbilder» gemalt. — Aber die Romantik Lienerts ist nicht rosenrot und himmelblau gepinselt. Sie kennt Not und Sünde, Leid und Unrecht; man denke an die gespenstige Geschichte «Der König von Euland», an einige unheimliche kleine Erzählungen (wie etwa «Der Bauer»), an Verse wie «Trülle», «'s Lärchenästli». Im Wesen freilich sagt Lienert zu den Dingen dieser Welt ein tapferes und helles Ja. Aus dem Sonnenseitigen seiner Kunst, aus dem Jasagen kommt ihm seine Gläubigkeit, die ihm etwas Selbstverständliches ist und die er deshalb nirgends unterstreicht.

Vor dem Verblasenen des Nur-Romantikers bewahrte den Dichter nicht nur die Verwurzelung in gesundem Volkstum, sondern vor allem die Sprache, der Einsiedler Dialekt. Er hat die Sprache, in die er hineingewachsen ist, und die des benachbarten Iberg zum Instrumente seiner Lyrik gemacht und köstlich darauf musiziert. Wenn man die unmundliche Einsiedler Sprache selber spricht, muß man es als ein halbes Wunder bezeichnen, was für Innigkeiten und

Feinheiten Lienert in ihr zu sagen weiß, Abstufungen, die man im Schriftdeutschen oft gar nicht genau wiedergeben kann. Dabei sind die Sätze stets vollkommen natürlich gewachsen (nur selten erinnert eine Inversion an «Poesie»), und die Gedanken und Empfindungen drängen nie über das hinaus, was dem Volke gemäß ist. Alles ist so, daß es (theoretisch) ein jeder Einsiedler so formulieren könnte. Spitteler hat als Erster diese wahre Volkspoesie recht erkannt, «... die Erschließung der stummen, nach Aussprache dürstenden Volksseele durch die Fürsprache einer hochbegabten dichterischen Persönlichkeit, welche die Existenzbedingungen, die Sprechweise, den Gefühlsodem des Volkes nicht bloß ahnt oder kennt, sondern teilt.» — Wie hat Meinrad Lienert unsern Einsiedler Dialekt und das Schweizerdeutsch überhaupt geadelt! Das Feinste und das Größte, Verhaltene und Spitziges, Stolzes und Inniges weiß er so unmittelbar in Worte zu kleiden, wie es dem Schweizer auf Hochdeutsch nur selten glückt. Goethe sagt vom Dialekt (und Lienerts Verse bestätigen es), er sei «doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft». Dieser Atem geht auch durch Lienerts Prosa. Hat seit Gotthelf ein zweiter Schweizer so unbekümmert seinen lokalen Dialekt in die Schriftsprache getragen, Worte und syntaktische Wendungen, Tonfall und Bild?

Der weise Mann in Hauptmanns Pippamärchen hört beim Anblick eines Marienkäferchens die Sphären donnern. So Gewaltiges hörte der schlichte Einsiedler Waldmann Meinrad Lienert nicht. In schöner heimatlicher Genüge hörte er aus den Bräuchen und Festen, dem Werkeltag und der kargen Erde seines Hochtales das ewig Menschliche, und im Spiegel dieser seiner Dichtung wird unser Volk sich selber erkennen können. Meinrad Lienert ist eines der wenigen Beispiele dafür, daß eine wirklich volkstümliche und dabei echte Kunst noch immer möglich ist. Sie war möglich, weil eine reine und starke Persönlichkeit sie trug. Liebenswert und bescheiden, ein wahrhaft glücklicher Mensch, mit der Heimat kindhaft verwachsen und glücklich im Besitz seiner Familie, so war Meinrad Lienert, so ist sein Werk. — Als über dem Grabe des Dichters ein Trauerchor verklungen war, tönte vom Hang des Freiherrenberges ein Jauchzer durch die Nebeldecke herab. Das war wie ein «Amen» des Volkes.